

weite Sicht. Der rückwärts gerichtete Blick haftet an dem, was war und verloren gegangen ist; der vorwärts gerichtete Blick geht auf das, was noch nicht ist, aber geschaffen werden soll und durch die Arbeitskraft eines Volkes, das in seiner Not und Erniedrigung sich auf seine wahren Werte, auf Treue, Redlichkeit und Fleiß zurückbesinnt, geschaffen werden kann. Wir haben aufzubauen. Vor dem wirtschaftlichen Aufbau steht der sittliche Wiederaufbau — dem Range, nicht der Zeit nach. Sittlicher und wirtschaftlicher Wiederaufbau können nur Hand in Hand gehen. Ist es uns Ernst mit diesem zugleich sittlichen und wirtschaftlichen Wiederaufbau, dann werden wir dafür Sorge tragen, daß die neugeschaffenen Güter den arbeitenden Menschen, die sie schaffen, zugute kommen, daß diese arbeitenden Menschen — ein großer Teil von ihnen sind Lohnarbeiter, aber keineswegs alle gehören der Lohnarbeiterschaft an — in den Besitz oder Mitbesitz an diesen neugeschaffenen Gütern hineinwachsen. Bereits unter produktionspolitischem und währungspolitischem Gesichtspunkt ist dies eine Sache von denkbar größter Wichtigkeit. An dieser Stelle aber geht es um etwas noch viel Größeres. Lenken wir den Wiederaufbau so, daß diejenigen, die mit ihrem Fleiß und ihrer Mühe diesen Wiederaufbau schaffen, in den Genuß der neugeschaffenen Werte gelangen, Inhaber des neugeschaffenen Wohlstandes werden, dann gelangen wir — nicht durch erklügelte und errechnete Maßnahmen einer Umteilung des alten, sondern durch eine gesunde und natürliche Lenkung des neu entstehenden Reichtums — zu einer Vermögensschichtung, die, die alte Ungerechtigkeit überwindend, „mit den Forderungen des Gemeinwohls bzw. der Gemeinwohlgerechtigkeit in Übereinstimmung“ steht (Q. a., a. a. O.). Auf diesem Wege organischer Entwicklung überwinden wir mit der alten Ungerechtigkeit einer Vermögensverteilung, die der Krieg bereits vorfand, auch die neuen und noch schreienderen Ungerechtigkeiten, die er erst schuf. Damit vernarben zugleich die Wunden, die diese alten und neuen Ungerechtigkeiten dem Gerechtigkeitssinn des Volkes geschlagen haben.

Ein Lastenausgleich, der nur rückwärts gekehrt wäre, würde — so technisch vollkommen er durchgeführt werden mag — nur Bitterkeit zurücklassen: Bitterkeit bei denjenigen, von denen er fordern mußte; Bitterkeit auch bei denjenigen, denen er zwar gab, aber nicht das geben konnte, was sie beanspruchen und erwarten zu dürfen glaubten. Nur ein Lastenausgleich, der zugleich und mit aller Entschiedenheit der Zukunft, dem Wiederaufbau zugekehrt ist, kann seine Aufgabe erfüllen: ein unglückliches, schwer getroffenes und tief zerklüftetes Volk wieder zum Frieden und zu innerer Einheit in gemeinsamen Werken des Friedens zu führen.

Christus und der kranke Mensch

Von GEORG SIEGMUND

In schlichten Worten berichtet das Markusevangelium gleich im ersten Kapitel (Vers 40—42) von der Heilung eines Aussätzigen durch Christus. Was hier scheinbar ganz still und unbeachtet in einem abgelegenen Winkel der antiken Welt geschah, ist nicht nur ein einmaliger Eingriff göttlicher Kraft

zur Heilung eines Siechen, sondern — auf den Weg der Entfaltung echter Menschlichkeit hin betrachtet — eine umwälzende Tat voll lebendiger Kraft, die noch immer neues Leben weckt. So dürftig der Bericht sonst ist, eines wird ausdrücklich hervorgehoben, weil es offenbar dem Evangelisten als neu und noch nie dagewesen erschien: Jesus hält sich nicht in gemessenem Abstand vom Kranken zurück, um ihn von weitem durch ein Machtwort zu heilen, wie er es wohl anderswo tat. Er tritt an den in ekligem Aussatz Verwesenden heran, streckt seine Hand aus und rührt den Kranken an. Tatsächlich ist dieses Berühren des Kranken ein unerhörter Bruch mit dem Bisherigen. Fiel doch der Aussätzige unter das alttestamentliche Gesetz, das ihm streng gebot, Gesunden fernzubleiben und sie nicht zu berühren. Er war gesetzlich „unrein“. Noch weit mehr aber als der geschriebene Paragraph verbot dem Gesunden der antike natürliche Selbsterhaltungstrieb, der vor dem grauenhaft Entstellten zurückbehte, jede Annäherung oder gar Berührung eines Aussätzigen. Jesus dagegen durchbricht zum Erstaunen und Erschrecken der Miterlebenden in göttlicher Unbekümmertheit diese doppelte Schranke. Schon der Aussätzige hatte es auf die Kunde von ihm, dem Heiland, hin gewagt, die Scheu vor dem Gesetz so weit hintanzusetzen, daß er sich Jesus näherte, sich vor ihm niederwarf und in bebender Hoffnung hastig die Worte hervorstieß: „Wenn du willst, kannst du mich rein machen!“ Eine Weile mag ihm der Atem stillgestanden haben. Und dann erlebt er, was er seit Ausbruch seiner Krankheit nicht mehr erfahren hat: daß eine Menschenhand ihn liebend berührt. Von dieser berührenden Hand her durchrieselt ihn die stürmisch weckende, beseligende Gewißheit, daß einer da ist, der sich seiner in der Not erbarmt.

Sicherlich hätte der Evangelist dieses Sich-Hinwenden zum Aussätzigen und das Berühren in seinem knappen Bericht nicht ausdrücklich erwähnt, hätte es sich nur um eine zufällige Bewegung des Augenblicks gehandelt. Sie ist aber mehr: sie ist eine Tat persönlicher Zuwendung an ein Wesen, das den Menschen der damaligen Zeit seiner Menschenwürde wie seiner Menschenrechte beraubt galt, dessen Verfaulen nur die heftigste Abwehr der gesunden Natur hervorrufen konnte. In Jesu Handlung wird eine ganz neue Haltung gegenüber dem kranken Menschen sichtbare Gestalt und lebendige Wirklichkeit, deren Wirkung bis zur Stunde nicht aussetzt.

Ist es nicht aufschlußreich, daß Franz von Assisi seine eigene Bekehrung von der Stunde des Verstehens und Nachvollziehens der gleichen Handlung an rechnete? In der Nähe von Assisi, unweit der Straße, die von der Stadt zur Portiunkula-Kapelle führte, stand zu seiner Zeit ein Asyl für Aussätzige. Immer, wenn er vorüberkam, beschleunigte er seine Schritte und hielt sich mit den Fingern die Nase zu, um den abscheulichen Gestank der Kranken abzuwehren. Nachdem er wieder einmal mit seinen Freunden in einem Landhause außerhalb der Stadt die Nacht in Spiel und Trunk verbracht hatte, ritt er frühmorgens heim, ohne im Nachrausch der Freuden darauf zu achten, daß ihn sein Weg am Aussätzigenhospital vorbeiführte. Unerwartet kam ihm „ein menschenähnliches Schreckgespenst entgegen, mit lidlosem, nasenlosem,

lippenlosem Gesicht und grünlich-gelber Farbe, mit weißem Grind und roten Geschwüren. Der widerlich süßliche Gestank schlug ihm aus nächster Nähe entgegen, und aus der runden Öffnung an der Stelle des Mundes kam ein jeder Menschenstimme unähnliches Krächzen: „Almosen, um Christi willen!“ Der Reiter riß das Pferd herum, preßte ihm die Sporen in die Weichen und jagte zurück in gestrecktem Galopp. Doch plötzlich zog er so heftig die Zügel an, daß das Tier hochstieg, dann auf die Vorderfüße zurückfiel und stehenblieb, wie gebannt . . . Franz schwang sich aus dem Sattel . . . Mit schnellem, leichtem Schritt trat er zum Wartenden, kniete vor ihm nieder, verneigte sich vor ihm bis zur Erde, legte ihm in die linke Hand seinen Beutel mit dem ganzen Gelde, auf die rechte aber drückte er einen Kuß, so voll andächtiger Ehrfurcht, als küsse er die Hand des Königs aller Könige und des Herrn aller Herrschenden. Und da war ihm, als lege ihm der Aussätzige diese rechte Hand aufs Haupt, wie ein Souverän seinen Vasall zum Ritter erhebt“¹.

Wenn wir einem Kranken begegnen, dessen Leiden sich auf dem Höhepunkt befindet, wenn wir hilflos am Bett eines Menschen stehen, der sich „in Schmerzen windet“, dann ist es uns unmöglich, unberührt und kalt zu bleiben. Ein Grauen packt den Gesunden und greift an die Wurzeln seiner Existenz; nur mit Scham kann er zusehen, wie ein anderer — seinesgleichen — sich in furchtbarem Siechtumsprozeß auflöst. Taumelnd steht er an einem Abgrund; Angst steigt in ihm auf, die Angst des Gesunden, der vom Kranken her einen möglichen Einbruch in das eigene Heilsein bedrängend nahe gewahrt. Die natürliche Selbstsicherheit der Gesundheit als des in sich schwingenden Gleichmaßes ist bedroht. Vom verzerrten Menschenbild im Kranken greift eine Erschütterung auf das eigene Sein über und vermag so lähmend zu wirken, daß etwa ein gesundes Kind beim Anblick seiner sterbenden Mutter, von Grauen gepackt, kein Wort über die Lippen bringt. Die Natur kann nicht anders; sie antwortet mit Abwehr- und Fluchtinstinkten auf das Erscheinen des Kranken. Brachen in der Antike Seuchen aus, so zerschnitten sie jedes Band natürlicher blutgebundener Liebe, so daß Kinder vor erkrankten Eltern, Eltern vor erkrankten Kindern flohen.

Wie eine feindliche Macht überkommt die Krankheit den Menschen. Dieses geheimnisvolle Etwas entfremdet den Erkrankenden seinen nächsten Angehörigen, macht den davon Betroffenen zu einem anderen, als er vorher war. Beim Naturmenschen wie beim Kinde ist diese ursprüngliche Angst vor dem Erkrankten ohne die Tünche verschleiernder Gewohnheiten zu beobachten. Der Kranke erscheint als Gezeichneter; seine Berührung schon wird von den Angehörigen als eine unbestimmte Gefahr empfunden. Die Bande der Sippenzugehörigkeit werden locker und schwinden. Wie bei einem Fremden wahr man dem Kranken gegenüber scheuen Abstand. Selbst die Liebe und Zuneigung zwischen Eltern und Kindern sowie unter Ehegatten, wie sie etwa bei Indianern zu beobachten sind, schlagen mit dem Augenblick der Erkrankung in völlige Gleichgültigkeit um. Solange noch Hoffnung auf Wiederher-

¹ Mereschkowski, Franz von Assisi, 1938, S. 103 f.

stellung besteht, mag man den Erkrankten noch in der Wohngemeinschaft dulden und ihm Fürsorge angedeihen lassen; den hoffnungslos Kranken überläßt man seinem Geschick. Nichts erscheint gefährlicher, als seine rechtzeitige Aussetzung in die Wildnis zu versäumen. Noch enthält man ihm das Lebensnotwendige nicht vor; man schickt ihm Nahrung. Aber man bekümmert sich nicht mehr darum, ob er sie genießt oder genießen kann, ob er unter den Unbilden der Witterung leidet, Kälte, Hitze, Ungeziefere ihn plagen, der Regen seine Lagerstatt überschwemmt. Es fehlt jedes persönliche Mit-Fühlen und Mit-Leiden. Die Angst vor dem Kranken wächst mit dem Herannahen des Todes. Man fürchtet den Sterbenden und erst recht den Gestorbenen derart, daß man ihn aus der Wohnung entfernt oder ihn gar noch vor dem letzten Atemzuge beerdigt.

Gewiß ist das Verhalten der Naturvölker zum Kranken nicht überall gleich; neben echt menschlichen Zügen, die sich gelegentlich in schöner Weise zeigen, überwiegt aber das Verstoßen des Kranken. Vom Eskimo berichtet Klutschak die typische Entfremdung des Gesunden vom Kranken, das Ausstoßen in menschliche Vereinsamung. „Im Todeskampf ist der Gatte der Frau, die Mutter dem Kinde, das Kind den Eltern fremd. Im Todeskampf hört die Verwandtschaft, in Todesgefahr jede Nächstenliebe, jede Menschenhilfe auf. Der Eskimo, der eines natürlichen Todes stirbt, stirbt allein.“ Läßt bei den Melanesiern ein Sterbender mit seinem Verscheiden zu lange warten, so braucht man Gewalt, wickelt ihn noch lebend in Pedanusblätter, um ihn zur Totenhütte zu tragen. Ja lästige Verwandte begräbt man auf die brutalste Weise. Die Algonkin-Indianer pflegen ihre Kranken gut, solange Hoffnung auf Genesung besteht. Geben aber die Verwandten die Hoffnung auf, so werden die Kranken verlassen. Viele Beobachtungen deuten freilich darauf hin, daß die kulturell niedrigsten Primitiven ungemein mild und friedfertig gegen ihre Kranken sind. Der Beseitigung der Alten und Kranken als einer festgewurzelten Sitte begegnen wir erst auf späteren Entwicklungsstufen².

Wie eklen Ballast schüttelt der Gesunde gern die müde Gereiztheit der Atmosphäre um den Kranken herum ab, dessen ständiges, um das eigene Ich kreisendes Jammern so aufdringlich wirken kann, daß unter der Herrschsucht des Kranken jede gute Regung des Herzens erlischt, Kinder unter dem verdüsternden Schatten der Angst verkümmern, ein geheimer Groll in ihrem Herzen großwächst und im Grunde der Tag begrüßt wird, der sie von dieser Last befreit.

Dem gesunden Menschen eignet ein stolzes Wissen von seiner Gesundheit als der Ordnung, die sein soll. Leistungsuntüchtig, ist der Kranke auf fremde Hilfe angewiesen, die oft genug beschämend ist. Er ist der in seinem Vitalwert Geminderte und wird von dem natürlichen Gesundheitsstolz als im eigentlichen Sinne „Minder-Wertiger“ angesehen. Die männliche Tüchtigkeit

² Vgl. zu diesem Abschnitt: John Koty, Die Behandlung der Alten und Kranken bei den Naturvölkern (Forschungen zur Völkerpsychologie und Soziologie, herausgeg. v. Thurnwald, Bd. XIII) 1934, S. 136, 33, 30, 114, 348 und 354.

(virtus) des Römers tut Mitleid und Erbarmen als verdächtige Schwäche und Weichheit ab. Ist nicht der Mitleidige selbst schon vom Krankheitskeim angesteckt? Ist nicht das Erbarmen Jesu mit den Kranken Zeichen eigener vitaler Schwäche, seine Liebe zu den Kranken also etwas menschlich Minderwertiges? Diese Frage war schon für den antiken Menschen ein ernster Einwand gegen das Christentum; wieder erfordert sie heute eine Besinnung auf die Wesensformen menschlicher Liebe überhaupt.

Wohl war dem vorchristlichen antiken Menschen die Liebe nicht fremd, aber seine Liebe war zunächst Eros, der in der platonischen und aristotelischen Philosophie seine Sinndeutung gefunden hat. Er ist in allen seinen Zügen das genaue Gegenstück zur christlichen Agape. Aus eigener Bedürftigkeit heraus begehrt und sehnt sich Eros nach Erfüllung der Leere, steigt deshalb von unten nach oben, vom Unschönen zum Schönen, vom Kranken zum Gesunden, vom Sinnlichen zum Geistigen. Als göttliche Tiefe im Menschen ist er die Schwerkraft der menschlichen Seele, der göttliche Funke, der vor allem durch das Schöne in der Welt geweckt wird, weil in allem Schönen der Welt die göttliche Idee am herrlichsten hindurchleuchtet. Eros ist kein Mitteilen, kein Sich-Niederbeugen wie bei der christlichen Liebe, sondern ein Habenwollen. Wohl kann Eros auf seinem Wege sich veredeln, vergeistigen, aber er bleibt seiner ganzen Struktur nach egozentrische Liebe. Da man nur liebend erstreben kann, was man nicht besitzt, kommt es nach griechischer Auffassung den Göttern nicht in den Sinn, den Menschen zu lieben. Wenn nach Aristoteles Gott als kosmische Urkraft die Welt durch Liebe bewegt, dann nicht so, daß er sich liebend zur Welt niederbeugt, sondern dadurch, daß die in den Dingen wohnende Liebeskraft zu ihm aufstrebt. Jedes Ding strebt durch Teilnahme am Göttlichen zur eigenen Vollendung. „Für den Eros liegt der Schwerpunkt entschieden auf der Selbstliebe. Eros verlangt Sättigung des eigenen Begehrens . . . Dagegen hat er weniger Platz für die Nächstenliebe. Fast könnte man sagen, daß der Gedanke der Nächstenliebe für die Erosanschauung fremd ist.“³

Dem entspricht es, daß der Grieche selbst auf der geistigen Höhe eines Plato und Aristoteles den Menschen vornehmlich nach seinen Vorzügen wertet, nach seiner freien Stellung, seinem Aussehen, seiner Bildung, nach Gesundheit, Schönheit, Vermögen, daß aber dem Unfreien die Menschenwürde abgesprochen wird. So auch dem kranken Menschen, jedenfalls dann, wenn ihm nach menschlichem Ermessen nicht mehr zu helfen ist. Der unheilbar Kranke hat kein Recht auf Hilfe. Ja man soll nicht einmal Hilfeleistung an ihn verschwenden. Nicht nur Hippokrates, auch Plato warnt davor. Nach hippokratischer Auffassung besteht Krankheit in einer Störung des dynamischen Gleichgewichtes der Grundsaften. Gegenüber dem kranken Menschen hat der Arzt die Aufgabe eines behutsam regulierenden Maschinisten, die gestörte Harmonie, die Ordnung des Maßes wiederherzustellen. Als Mensch, der selbst

³ Anders Nygren, *Eros und Agape, Gestaltwandlungen der christlichen Liebe*, 1930, S. 193.

möglichst vollendet das Ideal der Kalokagathia darstellen soll, muß der Arzt ein feines Gespür für das Ganze und Schöne haben und damit feinfühlig merken, was dem Kranken abgeht. Bei seinem ärztlichen Tun hilft er nicht eigentlich dem kranken Menschen, jenem Du, das er in der Not sieht. Nicht darauf zielt sein ärztliches Tun, sondern auf die Idee des Gesunden, die es ihm angetan hat; sie will er im Kranken wieder aufrichten. Das ist die Grundhaltung des Griechentums. „Völlig fremd ist ihm etwa ein Mitleid, eine Sympathie mit dem Kranken, dem häßlich Leidenden als solchem, völlig wendet er sich ja auch von dem ab, welchem doch nicht mehr zu helfen ist. Diese mehrfach gegebene Vorschrift des Hippokrates beleuchtet blitzartig die Kluft, die hier gegen die christliche Idee des Arztes, gegen das christliche Gefühl klafft.“⁴

Jesus aber wendet sich eben dem Kranken als Menschen zu, heilt aus göttlich-schöpferischer Kraft auch den Unheilbaren. Gerade das Elend und die Not scheint seine Liebe und helfende Kraft besonders zu locken. Er kennt vor dem Kranken keine Angst eines Sich-selbst-Verlierens. In göttlicher Unbekümmertheit beugt sich seine Liebe — die Agape — zum Kranken nieder und hebt damit den Kranken zur Würde des Menschen empor. Er ist zunächst für die Kranken gekommen, bedürfen doch nicht die Gesunden des Arztes, sondern gerade die Kranken. Wenn auch die harte Tatsache der Krankheit weiterhin bestehen bleibt, so hat doch seine Tat dem Kranken erst wieder sein Menschentum zurückgegeben. Vor allem dadurch, daß Christus sich mit dem Menschen in Not gleichgesetzt hat — „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25, 40)—, ist dem Christen der kranke Mensch so eindrucksvoll nahegebracht, daß eine Revolutionierung in der Haltung zum Kranken erfolgen mußte.

Engstirniges Denken ohne die Weite der Liebe Christi verfällt leicht dem Kurzschluß, hinter allem Leid Schuld zu wittern und mit erhobenem Finger auf die Krankheit als verdiente Strafe zu weisen, wodurch echtes Mitleid ertötet wird. Obwohl in der Auffassung Christi die Sünde den Riß in der Menschheit darstellt, durch den alles Leid einströmt, so fehlt bei ihm doch jedes kurzschlüssige Beschuldigen des Kranken selbst oder seiner Vorfahren, deren Sünden nach alttestamentlicher Auffassung bis ins vierte und fünfte Glied gerächt werden sollen. Als Jesus gelegentlich einem von Geburt an Blinden begegnet, stellen ihm die Jünger die Frage: „Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er blind geboren wurde?“ Und was gibt Jesus zur Antwort? „Weder dieser noch seine Eltern haben gesündigt, sondern die Werke Gottes sollen an ihm offenbar werden“ (Joh 9, 1—3). Mag auch die ursprüngliche Bruchstelle, durch die die krankhafte Unordnung in die Menschheit eindrang, schuldhaft geöffnet worden sein, so wirkt sich das Unheil doch eigengesetzlich weiter aus und braucht nicht im einzelnen jedesmal auf eine persönliche Verschuldung zurückgeführt werden.

Freilich vermochte sich eine Haltung auf solcher Höhenlage nur langsam und mit Mühe gegen menschliche Schwerfälligkeit durchzusetzen. Noch aus

⁴ Victor von Weizsäcker, *Arzt und Kranker*, 1941, S. 16.

dem Mittelalter kennen wir die grausigen Zeremonien der Aussetzung eines vom Aussatz Befallenen. Waren bei einem Menschen aussatzverdächtige Flecken am Körper festgestellt, so wurde dieser feierlich ausgesetzt. In der Kirche mußte er sich auf eine Totenbahre legen oder setzen und eine Totenmesse wurde über ihn am Altar gefeiert; danach wurde er seiner Menschenrechte beraubt und aus der menschlichen Gemeinschaft ausgestoßen. Das Recht Rotharis (643) betont ausdrücklich, daß der Kranke vom Tage der Ausstoßung an als Toter zu gelten habe (*tanquam mortuus habetur*). Nur in einzelnen über die Masse hinausragenden Christen erwuchs volles Verständnis für die Forderung Christi, um sich von ihnen aus im öffentlichen Denken durchzusetzen. In den Heiligenleben des Mittelalters wird als besonderes Zeichen echter Heiligkeit immer wieder betont, daß die Heiligen sich der Aussätzigen annahmen. So wird von St. Martin erzählt, daß er die Wunde eines schrecklich entstellten Aussätzigen küßte, worauf dieser sofort geheilt wurde. Elisabeth von Thüringen war ihren „Gutleuten“ eine wahre Mutter. König Ludwig von Frankreich, Königin Mathilde von England, Herzogin Hedwig von Schlesien, Katharina von Siena, wie auch ein besonderer Aussätzigen-Orden, der St. Lazarus-Orden, ließen nicht bloß, wie es in der Kirche üblich wurde, aus human-caritativer Gesinnung Leprosenheime bauen, um die Kranken so von der übrigen Gesellschaft abgetrennt zu pflegen, sondern sie suchten bei ihrer Betreuung im Kranken bewußt den Bruder Christi⁵.

Ein weiterer Durchbruch des christlichen Geistes gestaltete das Irrenwesen um. Wenn auch schon früher geistige Erkrankung religiös gedeutet und die Erkrankten als besondere Lieblinge Gottes bezeichnet worden waren, so blieb doch zumeist die Lage der Irren, deren Pflege der Öffentlichkeit oblag, bis in die Neuzeit hinein grauenvoll. Gleich Verbrechern waren die Unglücklichen in Tollkoben gesperrt. Da die Zeitanschauung in den Geisteskrankheiten nicht krankhafte Zerrüttung sah, sondern das sinnlose und tobsüchtige Gebaren für Bosheit hielt, wurden die Irren unmenschlichen Peinigungen und Strafen unterworfen. Die Aufseher solcher Häuser schufen sich einen Nebenverdienst damit, daß sie die Kranken Schaulustigen zeigten. In wissenschaftlichen und populären Darstellungen figuriert immer der französische Irrenarzt Pinel, der Leiter der Irrenanstalt Bicêtre (1745—1826) als „der erste Mensch, in dem die derart mißhandelten Irren jenes Mitleid erregten, das Kranken zukommt“; er soll als erster den Irren die Ketten abgenommen haben. Er wird als derjenige bezeichnet, in dem der humane Geist der Aufklärungszeit durchbrach. Ohne Zweifel hat Pinel gegen den Widerstand seiner Zeit bei der Behörde und öffentlichen Meinung eine hervorragende Leistung in der Menschheitsgeschichte vollbracht. Aber darüber darf nicht vergessen werden, daß ein anderer das gleiche schon früher getan hat, wenngleich seine in caritativ-religiösen Heimen vollzogene Befreiung der Irren noch nicht das gleiche bei den öffentlichen Anstalten erreichen konnte. Es ist der heilige Vinzenz von Paul

⁵ J. P. Kirch, Die Lepre im Lichte der Heiligen Schrift und der Profangeschichte, Linzer theol.-prakt. Quartalschrift, 53. Jahrg. 1900, S. 55—64 und 330—345.

(1588—1660). Weit entfernt von der Engherzigkeit, in den Irren verstockte Sünder zu sehen, versuchte er eine erste Gruppierung der Kranken und ist damit der eigentliche Begründer der modernen Psychiatrie. Er unterscheidet im Grunde schon schwere Psychosen, an denen der Kranke durchaus unschuldig ist, von leichteren Formen seelischer Störung, an denen die persönliche Lebensführung ursächlich beteiligt sein kann. Ohne zu verdammen, sieht er seine ihm vom Herrn angewiesene Aufgabe darin, zu helfen, zu befreien und nachzuerziehen, soweit das möglich ist. Zwang lehnt er grundsätzlich ab. „Unsere Regel“ — schreibt er — „ist der Herr, der von Besessenen umgeben zu sein wünscht, von Besessenen, Verrückten, Versuchten, Dämonischen. Von überall her brachte man sie zu ihm zur Befreiung und Heilung, wie er es selbst mit seiner großen Güte tat. Warum sollten wir uns dessen schämen, warum uns dem widersetzen, da wir ihn nachzuahmen bestrebt sind, und zwar in einer Sache, von der er selbst bezeugt hat, daß sie ihm angenehm ist? Wenn er die Besessenen, Irren aufnahm, wie sollten wir es nicht tun? Wir suchen sie nicht: man bringt sie uns!“⁶

Diese kurzen Hinweise auf die Kulturgeschichte des kranken Menschen rücken die Tatsache ins Licht, daß es erst Christus und das recht verstandene Christentum sind, die dem Menschen den verschütteten Zugang zum kranken Mitmenschen eröffnen, so daß der Kranke nicht nur als todgeweihtes Glied der menschlichen Gesellschaft gilt, das vom natürlichen Gesundheitswillen auszustoßen ist, sondern als vollwertige Person, deren unverlierbarer Eigenbesitz die unsterbliche Seele ist — auch dann noch ein unendlicher Wert, wenn die Fassung dieses Edelsteines in der Krankheit unrettbar zerfällt. Ja gerade in dieser Not verdient der Kranke um dieses unveräußerlichen Wertes willen unsere besondere Anteilnahme.

Vor wenigen Jahren wurde nicht nur von der medizinischen Welt, sondern auch von der Laienwelt anläßlich des 400. Todestages die Persönlichkeit des großen Arztes Theophrastus Paracelsus von Hohenheim gefeiert, während dem 19. Jahrhundert jedes Verständnis für diesen „wunderbarlichen“ Arzt gefehlt hatte. In diesem revolutionären Manne, der die verknöcherte Medizin seiner Zeit verwarf und eigene Wege ging, verband sich der Drang, die Welt und in ihr den Menschen zu erfassen, mit der Sehnsucht, dem kranken Menschen zu helfen. Seine medizinische Gedankenwelt stößt bis ins Religiöse vor. Er hat der Gegenwart „den religiösen Sinn des Arzttums in wenigen Worten tief und erschöpfend erklärt“ (Sauerbruch): „Der höchste Grad der Arznei ist die Liebe. Die Liebe ist es, die die Kunst lehret und außerhalb derselbigen wird kein Arzt geboren. Schwätzen, süß reden ist des Maules Amt; helfen aber, nutz sein, ist des Herzens Amt. Im Herzen wächst der Arzt, aus Gott geht er . . . Nirgend ist, wo große Liebe vom Herzen gesucht wird, größer als im Arzt.“⁷

⁶ Nach W. Leibbrand, Vinzenz von Paul, 1941, S. 176.

⁷ Nach Ferd. Sauerbruch, Über den Menschen und Arzt Paracelsus, in: Festschrift für Eduard Spranger, herausgeg. v. H. Wenke, 1942, S. 48.

Nachdem sich in der Neuzeit der Geist der Heilkunde vom Christentum gelöst hatte und aus ihr die moderne Medizin wurde, deren geistiger Quellgrund die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise ist, wurde die Helferbeziehung des Arztes zum Kranken wieder fragwürdig; sie geriet in eine Krise, über deren Gründe die tieferen Geister nachdenken, um eine neue, befriedigende Antwort zu finden. Der Medizin als Wissenschaft geht es um die Klärung von Zusammenhängen und Sachverhalten; sie klammert aus ihrer Betrachtungsweise bewußt den einzelnen Menschen, der an der Krankheit leidet, das Ich in Not, aus. Insofern ist ihr Vorgehen un-menschlich.

Mit der fortschreitenden Zersetzung des ursprünglichen christlichen Gehaltes im ärztlichen Ethos, das noch lange unbewußt nachwirkte, als es schon nicht mehr als solches anerkannt wurde, vor allem aber dann mit seiner ausdrücklichen Bestreitung und der betonten Rückkehr zu einem „neu-heidnischen“ Bewertungsstandpunkt des Menschen nach seinem Vitalwert, wurde die antike hippokratische Forderung an den Arzt wieder erneuert, seine Helferkraft nicht an den Unheilbaren zu verschwenden, wie die weitere, dem Leistungsuntüchtigen das Recht auf Leben zu versagen. In Mißdeutung ihres eigentlichen Wesens wurde der christlichen Nächstenliebe vorgeworfen, ihr Mitleid sei Ausdruck gebrochener, ungesunder Haltung und erhalte alles Lebensuntüchtige am Leben, während dem Gesunden damit der Lebensraum beschnitten werde.

In den letzten Jahrzehnten ist von feinfühligere ärztlicher Seite immer wieder die Feststellung gemacht worden, daß im gegenwärtigen Verhältnis von Arzt und Kranken etwas nicht in Ordnung ist, was schon durch die Tatsache vor Augen geführt wird, daß so viele Patienten dem Facharzt kein Vertrauen mehr schenken, hingegen die Kurpfuscher großen Zulauf haben. Eben dieses Verhältnis zwischen Helfer und Krankem, das die Medizin als solche ausgeklammert hat, ist zum Gegenstand der Besinnung geworden. Durch Schaffung einer „medizinischen Anthropologie“ sollte dem Notstand abgeholfen werden. Der Neurologe Victor von Weizsäcker, dessen Spezialgebiet als Schnittpunkt somatischer und psychischer Reihen den Einzelmenschen in seiner irrationalen Einmaligkeit in den Vordergrund rückt, bemüht sich vornehmlich um die Grundlegung einer solchen „Anthropologie des kranken Menschen“. „Es ist eine erstaunliche, aber nicht zu leugnende Tatsache, daß die gegenwärtige Medizin eine eigene Lehre vom kranken Menschen nicht besitzt. Sie lehrt Erscheinungen des Krankseins, Unterscheidung von Ursachen, Folgen, Heilmittel der Krankheiten, aber sie lehrt nicht den kranken Menschen. Ihr wissenschaftliches Gewissen erlaubt ihr nicht, über ein so ungeheures Geheimnis zu sprechen, und so wäre es unter der Würde oder über die Demut des Gewissens, vom kranken Menschen etwas Wissenschaftliches sagen oder lehren zu wollen.“⁸

Als Arzt am Krankenbett aber ist der Mediziner gezwungen, aus der

⁸ Victor v. Weizsäcker, Arzt und Kranker, S. 67.

Sphäre der Wissenschaft in die Praxis „hinab“-zusteigen, das heißt eben den konkreten Einzelmenschen in seinem Notstand anzureden. Und gerade hier liegt der Ort der Spannungen und der Fragen. Für die pathologische Wissenschaft ist der Mensch nur eine Species, die sich vom Tier abhebt; er ist Objekt wie auch andere Naturobjekte. Selbst dort noch, wo von der „Pathologie der Person“ die Rede ist, hat der Mensch diese indifferente Objektqualität, gilt er als Treffpunkt von Vitalreihen mit psychisch-geistigen. Aber der Träger, die Person, tönt nicht durch: er ist nicht Subjekt, das in Not ist und Hilfe sucht. Eben hierum, wie man den kranken Menschen als Subjekt treffen könne, bemüht sich die „Anthropologie des kranken Menschen“. Wieder stößt man zu der Erkenntnis vor, daß die bloße „Liebe zur Sache“ unzureichend ist, daß es nur die „Liebe zum Menschen“ ist, die den Weg zum Verstehen öffnet und freihält.

Die im Arzt-Kranken-Verhältnis geforderte „Liebe zum Menschen“ ist keineswegs nur ein sentimental-romantischer Überbau, von dem man absehen kann; es handelt sich nicht um eine mehr oder minder überflüssige moralische Verfeinerung, ohne die es im Notfall auch geht, oder etwa um eine Kultivierung des Arzt-Patienten-Verhältnisses im Sinne einer zunehmenden Urbanität und gepflegter Sitten, sondern um etwas Grundlegendes, dessen Un-erläßlichkeit nur deshalb übersehen werden konnte, weil von der unbewußt weiter wirkenden christlichen Tradition her noch ein Halt vorhanden war. Dieser Halt ist unter der Diktatur des Dritten Reiches zusammengebrochen, und die zutage getretene Unmenschlichkeit war so erschreckend, daß sie endlich die eingeschlafenen Gewissen wachrüttelte. Im Nürnberger Ärzteprozeß standen 23 Ärzte — darunter Männer von Namen und Wissenschaftler von Rang — unter der Anklage, im Namen der Heilkunde systematisch Verbrechen geplant und ausgeführt zu haben. Wehrlose Menschen benutzten sie gegen deren Willen zu Versuchen, die vielfach auf einen langsamen, qualvollen Tod abgelegt waren; sie infizierten mit Fleckfieber, Gasbrand und Typhus, vergifteten mit Meerwasser und Kampfstoff oder kühlten ihre Opfer bis zum Erfrieren ab.

In pharisäischer Verständnislosigkeit hat man die Schuldigen vielfach als Verbrecher oder Sadisten verdammt, in der Meinung, daß so viel Unmenschlichkeit nicht mehr in den Rahmen menschlichen Verstehens einbezogen werden könne. Dieses Verdammen ist ebenso kurzsichtig wie die Beschuldigung von der deutschen Kollektivschuld, die dem Deutschen eine besondere verbrecherische Anlage zuspricht; sie kommen aus einer Blickverengung und übersehen die großen Zusammenhänge. Sie zeigen, „wie wenig man noch begriffen hat, daß es sich hier nicht um eine vereinzelt, regional begrenzte Verirrung einer Gruppe oder eines Volkes handelt, sondern um Sturmzeichen einer Sintflut, die über das Abendland hereinzubrechen droht“ (Thure von Uexküll).

Wenn Alexander Mitscherlich und Fred Mielke⁹ die Dokumente des Nürnberger Ärzteprozesses veröffentlichen, wissen sie um diese Zusammenhänge und wollen etwas anderes als Sensation bieten. Schon auf dem Titelblatt heißt es: „Insgesamt zeigt sich, wie Menschlichkeit und ärztliche Souveränität untergehen, wenn eine Wissenschaft im Menschen nur noch das Objekt sieht und ihn als solches behandelt.“ Wenn in Berichten von Augenzeugen davon die Rede ist, daß nicht zufällige Verirrungen von einzelnen in Nürnberg abgeurteilt wurden, sondern „folgerichtige Erscheinungen einer mehrhundertjährigen Entwicklung“, „das Resultat des Glaubensverlustes“ (Erika Hantel), vor Gericht standen, wenn es weiter heißt, die hier kundgewordene „Erkaltung der Beziehung der Menschen untereinander sei unfäßlich, kosmisch wie eine Klimaschwankung“ (A. Mitscherlich) — rufen solche Worte nicht unwillkürlich einen Ausspruch des Herrn in Erinnerung, der von der Zeit kommender Drangsale voraussagte: „Weil die Ungerechtigkeit überhandnimmt, wird die Liebe in vielen erkalten“ (Mt. 24, 12)? Ehe so ungeheuerliche Taten sich im Alltag durchsetzen können, ehe Ziele, die in so schreiendem Widerspruch zu den grundlegenden Gefühlen der Menschlichkeit stehen, ohne Widerspruch hingenommen werden können, muß das Unheil aus vielen Quellen zusammengeströmt sein. Manche chemischen Reaktionen verlaufen unsichtbar, bis ein Farbumschlag die Änderung im Inneren nach außen anzeigt. So zeigen die Ermordung Geisteskranker und die Versuche an Menschen bis zur bewußten Tötung einen Umschlag der Gesinnung an, der sich seit langem unsichtbar vollzogen hatte.

Der Ursprung dieser Änderung datiert von dort her, wo in der Medizin das christliche Ethos stillschweigend verabschiedet wurde und an seine Stelle die Methoden der Naturwissenschaften traten. Damals begann man den Menschen als Objekt der Naturforschung wie jedes andere anzusehen. Der Mensch verlor seine Sonderstellung in der Natur. So berechtigt und bedeutungsvoll diese Betrachtungsweise innerhalb ihrer Grenzen auch ist, so hat doch die pseudowissenschaftliche Grenzüberschreitung dieser Methode das christliche Menschenbild ausgehöhlt und zu Fall gebracht. Der Mensch galt nicht mehr als Eigenwesen mit Eigenrecht, sondern war nur noch die Summe mechanisch-kausaler Abläufe und Zufallsergebnis blinder Anpassung im Kampf ums Dasein. Der Verlust moralischen Empfindens kann den nicht verwundern, der den langen Vorgang der Außerkraftsetzung moralischer Werte bedenkt, der die Absetzung des Garanten der Sittlichkeit erwägt, seine Verächtlichmachung als „gasförmigen Wirbeltieres“. Die ersten Anfänge einer Verschiebung des Menschenbildes scheinen harmlos; es dauert lange, bis sich die Folgen in voller Deutlichkeit zeigen.

Zunächst wurde in der Medizin die Forderung erhoben, nicht mehr den einzelnen zum Ausgang und Ziel ärztlichen Tuns zu nehmen, sondern eine

⁹ A. Mitscherlich u. F. Mielke, Das Diktat der Menschenverachtung. Eine Dokumentation. 1947.

Allgemeinheit, sei es das „Volk“, die „Rasse“, sei es die „Menschheit“. Sobald aber der unbedingte Wert des Einzellebens fiel und einem Kollektiv untergeordnet wurde, lag auch der medizinischen Forschung die Forderung nicht mehr fern, den einzelnen einem Kollektiv zu opfern. Gewiß, ein natürliches, moralisches Empfinden, das in der christlichen Tradition verfeinert und gefestigt worden war, mochte noch lange vor offenen Konsequenzen bewahren. Aber eine falsche Ideologie wirkt auf die Dauer auch auf das Gefühlsleben umbildend ein. Selbst an Zumutungen, die zuerst von einem entrüsteten Sittlichkeitsempfinden abgelehnt werden, vermag der Mensch sich zu gewöhnen, und die Stimme der Menschlichkeit wird schließlich zum Schweigen gebracht. Man hat gemeint, den Grund für die Unmenschlichkeiten, die der Nürnberger Ärzteprozeß zutage förderte, in einer Gefühlsabstumpfung suchen zu müssen. Aber die Gefühlsabstumpfung selbst ist nicht letzter Erklärungsgrund. Dieser liegt in der Entmenschlichung des Menschenbildes, daß der Mensch nicht mehr als Subjekt, sondern rein als Objekt gewertet wurde.

„Die Ärzte in Nürnberg tragen nicht nur ihre eigene Schuld, sondern sie tragen auch die Schuld einer Zeit, die ihren Maßstab verloren hat, in der der Mensch sich selbst nicht mehr ernst nehmen kann, und die darum zwischen Furcht und Hybris hin- und hergerissen ist. Diese Zeit aber ist unsere Wirklichkeit! Zu dieser Besinnung sollte uns der Prozeß in Nürnberg führen: denn hier muß unser Bemühen um den Zugang zu einer neuen Wirklichkeit einsetzen, in der der Mensch wieder Heimat und Bestand haben kann“ (Thure von Uexküll).

Erst in der Kreuzung zweier Entwicklungsreihen konnte der Arzt „zum konzessionierten Mörder und öffentlich bestellten Folterknecht werden: dort, wo sich die Aggressivität seiner Wahrheitssuche mit der Ideologie der Diktatur traf. Es ist fast dasselbe, ob man den Menschen als Fall sieht oder als Nummer, die man ihm auf den Arm tätowiert — doppelte Antlitzlosigkeit einer unbarmherzigen Epoche. Nur die geheime Übereinstimmung der Praxis von Wissenschaft und Politik kann erklären, wieso in diesem Prozeß unablässig die Namen von Männern hohen wissenschaftlichen Ranges fallen, die vielleicht unmittelbar keine Straftat begingen, aber doch objektives Interesse genug an all dem nahmen, was wehrlosen Menschen als grausames Geschick zustieß. Eine tiefe Inhumanität hat sich seit langem vorbereitet. Dies ist die Alchemie der Gegenwart, die Verwandlung von Subjekt in Objekt, des Menschen in eine Sache, an der sich dann der Zerstörungstrieb ungehemmt entfalten darf“ (A. Mitscherlich, S. 11f.).

Freilich waren es nur einzelne Verwegene, die den Mut aufbrachten, die Forderung nach Vernichtung unwerten Lebens und nach dem Opfer von Menschenleben in Versuchen zu erheben und durchzusetzen. Zur Ehre des Ärztestandes muß gesagt werden, daß bei weitem die meisten keine oder nur geringe Ahnung von den verbrecherischen Vorgängen hatten und, soweit sie davon Kenntnis erhielten, diese verurteilten. Selbst von den sehr wenigen Ärzten, die in Nürnberg vor Gericht standen (im Vergleich zu der nach Tau-

senden zählenden Ärzteschaft Deutschlands) haben manche nur durch Mangel an Zivilcourage gefehlt, indem sie sich den unbilligen Forderungen nicht widersetzten.

Nichts wäre verhängnisvoller, als wenn man versuchen wollte, die vom Nürnberger Ärzteprozeß zutage geförderten Tatsachen ins Vergessen abzudrängen oder gar sie zu entschuldigen. Es ist von entscheidender Bedeutung, daß die Tatsachen geistig verarbeitet werden. Nur daraus entspringt der Antrieb zu echter Gesinnungsänderung. Mag uns auch dabei, ähnlich wie den unmittelbar Miterlebenden des Ärzteprozesses, der tiefste Schmerz nicht erspart bleiben, daß es unsere eigenen Volksgenossen waren, die hier töteten und quälten, mögen uns auch zunächst Abscheu, Ekel, Trauer und Demütigung so schwer treffen, daß wir die Wirklichkeit zunächst nur sprachlos ertragen können, so ist solches Entsetzen doch unerläßliche Voraussetzung für ein nicht bloß oberflächliches Abtun, sondern für tiefgehende Verarbeitung. Der Reueschmerz hat die Aufgabe, aus der Lethargie aufzuwecken; der Ekel an der Unmenschlichkeit vermag allein genügend starker Antrieb zu sein, die schuldhaftige Haltung bei sich selbst zu erkennen, um sie auszustoßen, zu einer Umkehr und Erneuerung zu führen. Nur aus solcher Besinnung kann die Wiedergeburt eines neuen Menschenethos geschehen, dessen Kern die Ehrfurcht vor dem unendlichen Wert jeder einmaligen Menschenseele ist. Eine Erneuerung des Ethos kann nicht vorbeisehen an der Tat des Welterlösers, der durch die Agape, durch seine sich niederbeugende Liebe den kranken Menschen aus der Antliglosigkeit des Verlorenen emporgehoben und ihn wieder in Menschenwürde und Menschenrecht eingesetzt hat.

Solche Erweckung zur Menschlichkeit ist unabhängig von jeder bloß biologischen Rangordnung des Menschen. Zu dieser Menschlichkeit vermag selbst ein Australneger trotz seiner anthropologischen Primitivität ebenso erweckt zu werden, wie ein zivilisierter Europäer sie verlieren kann. Die moralische Höhe des Menschen ist unabhängig von rein naturhaften Anlagen, sogar von dem naturhaft mitgegebenen Geist. Vor Jahren konnte dem Hörer und Leser der Erlebnisberichte des Fliegers Hans Bertram, der 53 Tage in Australien verschollen war, die Bedeutung der christlichen Liebe aufleuchten, die dem Hilflosen aufhilft und zu der jeder Mensch, auch der „Wilde“ fähig ist. In einen Bezirk verschlagen, in dem die Hälfte der eingeborenen Australier noch Menschenfresser war, von diesen mit seinem Gefährten als „weiße Teufel“, die man töten und braten müsse, belauert, wurden die Verschollenen in völlig entkräftetem Zustand von christlichen Eingeborenen aufgefunden und in rührender Weise dem Tode entrissen. „Wir wurden von Eingeborenen Australiens gefunden, von nackten, schwarzen Naturmenschen. Wenn ich Ihnen im folgenden davon erzähle, wie uns diese Menschen gehegt und gepflegt haben, diese Samariter der Wildnis, dann werden Sie verstehen, daß ich der Welt ein Zeugnis geben möchte von dem Edelsten und Größten, das in der Seele des Menschen Platz haben kann — der Nächstenliebe.“¹⁰ Zu dieser Seelengröße ist

¹⁰ Hans Bertram, Flug in die Hölle, 1933, S. 132.

der Mensch am äußersten Rande der Kultur fähig, der zugleich ebenso fähig ist, den hilflosen Fremdling als Feind zu töten und zu verzehren. Ein beredter Beleg dafür, wie der Grund der Seele doch eigentlich christlich ist (*anima naturaliter christiana*) und ihre edelste Menschlichkeit verschüttet bleibt, wird sie nicht durch christliche Bildung zum Aufleuchten gebracht. Jeder Mensch, auch der „Wilde“, ist „Vollmensch“, wird er durch das Christentum dazu erweckt.

Katholische Filmarbeit

Von MAX GRITSCHNER S. J.

Kino überhaupt gibt es seit 1895, Kino mit Breitenwirkung ungefähr seit 1910. Eine organisierte katholische Filmarbeit besteht erst seit 1928. Bis zu diesem Jahr beschränkte sich die Kirche — abgesehen von einigen privaten unzulänglichen Versuchen in der Produktion — hauptsächlich darauf, vom Standpunkt des Erziehers aus auf die Gefahren des Kinos aufmerksam zu machen. Aber auch das geschah vorerst nicht planmäßig. Der erste Schritt zur organisierten katholischen Filmarbeit wurde 1928 mit der Einberufung des ersten Internationalen Katholischen Filmkongresses nach dem Haag gemacht. Dort wurde das Internationale Katholische Filmbüro gegründet, *Office Catholique International du Cinéma* (abgekürzt OCIC), dessen Sitz jetzt in Brüssel ist. Schon im nächsten Jahr war der zweite Kongreß, und zwar in München vom 17. bis 20. Juni 1929. Heute noch sind die in einem Gesamtbericht von Dr. Georg Ernst und Bernhard Marschall herausgegebenen Referate eine wichtige Grundlage alles katholischen Filmschaffens. Der dritte Internationale Katholische Filmkongreß fand 1933 in Brüssel statt; dabei war Deutschland noch mit drei Abgeordneten vertreten. 1934 beteiligte sich das OCIC am Kongreß des Internationalen Lehrfilm-Instituts des Völkerbundes in Rom. Bei dieser Gelegenheit wurden die Leiter des OCIC von Papst Pius XI. empfangen, und der damalige Kardinalstaatssekretär Pacelli richtete an den Präsidenten einen Brief, der als Vorläufer der Film-Enzyklika betrachtet werden kann. 1935 beteiligte sich das OCIC an dem allgemeinen internationalen Filmkongreß in Berlin, wobei die katholischen Kongreßteilnehmer sich noch zu einer Sondertagung zusammenfanden.

1936 ist der Markstein für die ganze katholische Filmarbeit. In diesem Jahr erschien ihre *Magna Charta*, die Film-Enzyklika „*Vigilanti cura*“ von Papst Pius XI. Sie ist in Deutschland unter dem Nazi-Regime nie recht bekannt geworden. Eine Neuauflage der etwa 16 Druckseiten umfassenden Übersetzung ist in Vorbereitung.

Der äußere Anlaß zur Film-Enzyklika war das erfolgreiche Vorgehen der von den amerikanischen Bischöfen organisierten *Legion of Decency*. Diese Bewegung ist dadurch entstanden, daß die freiwillige Selbstkontrolle der Filmproduzenten weithin versagte. Die Filmproduzenten in Amerika unter-